

Die Erben von Senkenberg.

Kriminalroman von Erich Oberstein.

10. Fortsetzung.

„Rein! Ein einziges Mal kurz vor ihrem Tode tat sie einen merkwürdigen Ausbruch, an den ich jetzt oft denken muß. Es ging um sehr knapp damals, und Mutter fürchtete, wir würden mit dem bisherigen Geld nicht auskommen bis zur nächsten Auszahlung in dem Geschäft, für welches sie nahe. Sie wollte damals und streichelte meinen Kopf, während sie murmelte: „Armes Kind! Du hast es schlecht getroffen bei mir! Wer weiß, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ich nicht gestorben wäre.““

„Was, Mutter?“ fragte ich. „Was wäre vielleicht besser gewesen?“
 „Sie sprach mir wieder zärtlich über Kopf und Stirn.“
 „Nichts, mein Liebling. Bitte zu Gott, daß Mutter Rabls Plan gelingt. Dann kann vielleicht doch noch alles gut werden. Aber Geld gehört dazu. Viel Geld!“

„Was denken Sie über diesen Ausbruch?“
 „Damals dachte ich gar nichts. Jetzt — wo ich erfahren habe, daß Mutter Rabl ein Vermögen besaß und es mir zugesagt hat, fielen mir Mutters Worte wieder ein. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß all dies einem bestimmten Zweck dienen sollte!“

„Eiderlich! Wenn wir ihn nur auch wissen! In Ihrem Geburtslog wollte Mutter Rabl Ihnen darüber Mitteilungen machen, das ist sicher. Sant das Geheimnis mit ihr ins Grab oder — wissen noch andere darum? Das ist nun die große Frage!“
 „Er hatte mehr zu sich selbst gesprochen. Eider hob plötzlich den Kopf.“

„Ich muß Ihnen noch etwas sagen, das niemand weiß und das mir in den letzten Wochen fort und fort im Kopfe herum geht. Etwa zwei Wochen vor Mutter Rabls Tod wurden kurz nacheinander zwei Mordversuche auf mich gemacht!“

„Was? Wirkliche Mordversuche?“
 „Ja! Und sehr ernsthaft gemeint. Das einmal schloß jemand auf mich, als ich ziemlich spät abends von einem Spaziergange heimkam. Außer mir war niemand auf der ganz einsamen Landstraße. Und just als ich in den Hofkreis der ersten Laterne trat, fiel aus dem Straßengraben ein Stein. Zum Glück ging die Kugel nur durch den Hut — sie riefen denselben unter meinen Habilitäten noch finden. Damals sah ich von dem Täter nichts als einen eilends im Dunkel der nähen Anlagen verschwimmenden Schatten.“

„Und das andere Mal?“
 „Da waren ihrer zwei. Sie fielen über mich her, als ich, von Mutter Rabl heimkehrend, um Weg abzuschnitten, durch ein nichtig ganz einfaches kleines Gäßchen ging, die sogenannte „Mehgrube“. Ohne ein Wort zu sprechen, fielen sie mich an, warfen mich nieder und begannen mich summen zu tönen. In wenigen Minuten wäre alles vorüber gewesen, wenn nicht zufällig ein paar angeheulerte junge Leute laut singend vom Fliegenplag gegen die Mehgrube zu eingezogen wären.“

„Wie der Blitz ließen mich die beiden los und waren verschwunden, ehe ich mich noch ganz vom Boden erheben konnte.“
 „Konnten Sie ihre Gesichter sehen?“
 „Rein! Es war dunkel und sie trugen die Krüge ihrer Leberzieher aufgeschlagen, die Hüfte tief in die Stirn gedrückt. Nur das weiß ich, daß der eine groß und hager war und einen grauen Vorkopf trug.“

„Ah er ist! Der Graubart!“ rief sein Zuhörer.
 „Nennen Sie ihn?“
 „Reider noch nicht! Aber ich habe allen Grund, anzunehmen, daß er auch Mutter Rabl den Garauz machte. Mindestens war er mit dabei. Aber machten Sie denn keine Anzeige damals?“

„Rein! Ich legte der Sache eigentlich keinen Wert bei und wollte kein Aufsehen machen. Meine Erinnerung stand bevor — meine Gedanken waren ganz mit anderen Dingen beschäftigt, und geschähen war mir ja nichts. Sogar meine Uhr hatten sie mir gelassen. Jetzt freilich, in der Einsamkeit dieser Zelle, erschien mir die Sache zuweilen in ganz anderem Licht.“

„Mit vollem Rechte! Es besteht kein Zweifel, daß Leute existieren, denen Sie im Wege standen. Und um ihrentwillen auch — Mutter Rabl! An Sie trauete man sich offenbar nach den zwei mißlungnen Anschlüssen nicht mehr heran — da möchte man sich an die arme Alie.“

„In Ihrer Familie irgend einen Onkel, der nach Amerika ausgewandert und dort als Millionär starb? Vielleicht sind Sie dessen Erbe, und man will Sie um die Erbschaft bringen. (Es klingt freilich romanhaft, aber — das Leben selbst schmeidet ja doch bei aller Nüchternheit zuweilen die unglaublichsten Romane!“

„So viel ich weiß, besitzen wir aber überhaupt keinerlei Verwandte!“
 „Soviel — Sie wissen. Mutter Rabl wußte vielleicht mehr darüber! Sie besaß vielleicht sogar Beweise... existiert denn gar keine Freundin Ihrer Mutter mehr aus deren Jugendzeit?“

„Ich glaube nicht! Sie sprach wohl einige Male von einer Frau Bardolf in Wien, mit der sie früher verkehrt habe, aber entweder ist diese schon tot oder der Verkehr hörte mit unferer Ueberfiedlung nach Graz auf, denn Briefe erhielt oder schrieb Mutter niemals.“

„Bardolf! Bardolf! Gut. Ich werde mir Gewißheit schaffen, ob sie lebt oder tot ist. Einen Vornamen wissen Sie wohl nicht?“
 „Doch! Anna! Ich erinnere mich ganz deutlich, daß Mutter einmal mit Frau Rabl von einer Anna Bardolf sprach. Jetzt fällt mir noch etwas ein. Mutter Rabl sagte damals: Es ist gut, daß wir es schriftlich von ihr haben.“

„Aha! Sehen Sie! Diese Anna Bardolf scheint mir sehr wichtig zu sein! Gott gebe, daß sie noch lebt.“
 Wieder wurde die Jalousie geöffnet. Diesmal trat der Hauptaufseher mit einem Justizsoldaten ein.
 „Herr Ragh — alias Baron Mitofsch — zum Untersuchungsrichter!“ sagte er barock.
 „Mit Vergnügen!“
 Lächelnd schritt der „Baron“ aus der Zelle.

XL
 Im Vorzimmer des Untersuchungs-bureaus verlangte Baron Mitofsch plötzlich zum Erscheinen seiner Begleiter Papier und Bleistift.
 „Ich habe dem Herrn Untersuchungsrichter, ehe er mich verhört, eine wichtige Mitteilung zu machen“, sagte er. „Ich hoffe, es ist nicht gegen die Vorschriften — andernfalls würde man nämlich drin dann kein Wort aus mir herausbringen!“

„Es ist sogar jetzt gegen die Vorschriften! Aber ich will den Herrn Untersuchungsrichter mal fragen“, meinte der Aufseher nach einigem Nachdenken. „Mit Worten, die nicht ganz richtig im Kopfe sind, macht man wohl einmal eine Ausnahme!“
 „Sehr verbunden, daß Sie mich für einen Narren halten! Also fragen Sie!“

Die Erlaubnis wurde erteilt. Fünf Minuten später kam der Verhörende ohne Begleitung hineinzuschneiden.
 Man war sehr verblüfft. Aber wenn Dr. Wasmut es selbst so wollte — er war der Herr hier!
 Man schickte den Baron also ohne Begleitung in das Bureau, dessen Tür er sorgfältig hinter sich schloß.
 „Es ist mir, daß Du keine Bismarck meinetwegen erziehst, lieber Wasmut“, sagte er gemächlich lächelnd.
 „Ich wollte Dir dies unerwartete Wiedersehen wenigstens vor Zeugen ersparen. Jetzt, wo Du weißt, wie Du daran bist, kannst Du ja ganz ruhig alles auf einen Irrtum Deiner dienstfertigen Organe schieben. Sie haben Dir eben statt des rechten einen falschen Baron Mitofsch eingeschoben!“

Wasmut starrte immer noch sprachlos auf den Eingetretenen und wußte nicht, sollte er lachen oder sich ärgern!
 „Es ist unglücklich!“, rief er endlich heraus. „Du Du, Silas!“
 Die Worte ist leiblich gelungen, nicht wahr? Na, Euer Steckbrief, der überall zu lesen ist, war ja auch von erschöpfender Deutlichkeit.“

„Aber wozu denn? Was wolltest Du damit?“
 „Das kannst Du Dir nicht denken? Mir Eure Intelligenzprobe ein wenig ansehen und nebenbei — mit Eisler plaudern!“
 Wasmut wollte aufstehen, aber Silas Hempel drückte ihn lachend auf seinen Sitz zurück.
 „Du hast es mir ja freiz abgeschlagen. Da mußte ich wohl suchen, mir selbst zu helfen.“

„Was hast Du mit ihm gesprochen?“ fragte Wasmut finstern. „Ich habe ein Recht, es zu wissen!“
 „Entschuldige, das hätte ich, wenn Du mir eine Unterredung er-möglicht hättest. So aber — Du bist zu sehr Gegenpartei, mein Lieber! Lieberichs zu Deiner Veruhigung: Ich sprach gar nicht über den Mord, sondern über Familiensachen. Und nun sei so gut, setz mir einen Entlassungsschein aus. Ich habe eine Menge Dinge vor, die getan werden müssen.“

Dr. Wasmut war immer noch ernstlich böse.
 „Du verdienst, daß ich es nicht tue und Dich zur Strafe ein paar Tage brummen lasse. Natürlich — nicht in Eislers Zelle.“
 „Damit würdest Du Dir nur eine unerbittliche Blamage schaffen. Mein schwarzes Haar und manches andere würden dann plötzlich verschwinden — Seife und Wasser kannst Du mir ja nicht verweigern — und schließlich könnte ich meine Identität durch Polizeikommissar Erlinger feststellen lassen. Dann wärest Du blamiert, während Du so den Irrtum auf das überreizte Wachorgan schieben kannst, das so schlau war zu denken, Euer Baron Mitofsch werde heute nach drei Monaten noch genau laut Steckbrief auf der Promenade herumtanzen! Endlich verziehst Du Dich noch einmal: Dein Fall hat durch mich nicht den geringsten Schaden erlitten. Eisler wird sogar fortan offener sein und Dir bereitwillig auf alles antworten, was Du wissen willst.“

Eine Viertelstunde später wurde der falsche Baron Ragh entlassen und das Wachorgan, das ihn triumphierend eingedrückt hatte, bekam eine ausgiebige Rast.“

Zwei Dinge hatte Silas Hempel gemerkt: Die Gewißheit, daß Verbrechen existieren, die um das Eisler umgebende Geheimnis wuchsen. Und die zweite Gewißheit: daß der hagerere Graubart in der Mordaffäre eine Rolle spielte.

Dr. Richters Gestalt blieb allerdings auch jetzt noch in völliges Dunkel gehüllt.
 Hempel hatte eine Nacht im Sammelarrest der Polizeistation und einen halben Tag im Landgericht verbracht.

Nach seiner Entlassung begab er sich sofort zum Kommissar Erlinger, bei dem er tags zuvor die Abgänger-Teilnahme über Richter gemacht, und der sofort annehmen ließ.
 Das Ergebnis war, wie er fast mit Bestimmtheit erwartete hatte: Die Wiener Behörde antwortete auf eine telegraphische Anfrage, daß ein Dr. Richter, Heumarkt 3, unbekannt sei.

Aber er hat ein von mir an ihn dorthin gerichtetes Telegramm vor drei Wochen prompt beantwortet!“
 „Dann hielt er sich jedenfalls zu jener Zeit bei anderen Leuten, die dort wohnten, auf. Wünschen Sie, daß ich die Sache weiter verfolge? Siegt etwas Bestimmtes gegen Dr. Richter vor?“

„Etwas Bestimmtes allerdings nicht.“ meinte Hempel zögernd, höchstens das, daß er falsche Angaben über seinen Aufenthalt machte. Und — daß er eben seitdem verschwunden ist!“
 Der Kommissar sah den Delektiv forschend an.

„Seien Sie offen — Sie bringen den jungen Mann mit dem Mord an der Rabl in Verbindung?“
 „Ja. Aber ich habe nicht den Schatten eines Beweises dafür, wohl aber die Ueberzeugung, daß er uns doch man einen diesbezüglichen Verdacht gegen ihn hegt.“

„So viel ich mich erinnere, gab er damals an, nichts gehört zu haben, weil er ein Schlafmittel nahm, ehe er zu Bett ging.“
 „Ja, wohl. Das Mittel — Chloralhydrat — hat er sich auch tatsächlich tags zuvor durch die Hausmeisterin holen lassen. Ob er es genommen hat, ist eine andere Frage.“

„Über welches Motiv könnte er zu dem Mord gehat haben?“
 „Das weiß ich noch nicht. In diesem Fall ist so vieles dunkel und rätselhaft, daß ich mich vorläufig nur an Tatsachen halten kann. Er wohnte im Haus, kannte also alle Wohngeheimnisse der Ermordeten. Er besaß einen eigenen Vorposten. Er sah die Möglichkeit das Verbrechen auszuführen. Zug vier Wochen vor dem Mord ins Haus und verschwand wenige Tage danach — wie es bis jetzt scheint, spurlos. Dies sind die Tatsachen.“

„Am es offen zu gestehen — ich bin auch nicht mehr so ganz fest von der Schuld Eislers überzeugt wie der Untersuchungsrichter. Der merkwürdige Einbruch nachher gibt jedenfalls zu denken und Wichters fast gleichzeitiges Verschwinden erst recht. Lieberichs gibt uns dies doch jetzt die schönste Gelegenheit, seine Wohnung zu durchsuchen. Wolltest Du?“

„Ich habe keine Hoffnung diesbezüglich. Wenn er irgendwie schuldig ist, wird er sicher alle Beweise sorgfältig vernichtet haben.“
 Hempel behielt recht. Eine in Dr. Richters Wohnung am nächsten Morgen vorgenommene Durchsuchung verlief völlig resultatlos.
 Alles war in bester Ordnung: Kleider, Wäsche und ein Hausen sprachwissenschaftlicher Bücher, die zum größten Teil noch unaufgeschritten die Schränke füllten.
 Am selben Tag spät Abends ließ der Polizeikommissar Hempel noch einmal zu sich bitten.
 Und hier erwartete den Delektiv eine große Ueberaschung.
 (Fortsetzung folgt).

Es war einmal...
 Von Edwin Hermann.
 Es war einmal... Du Wort der Ainer bereiten.
 Wie schürstest dich mit Wonnegügen ein!
 Doch trotzig wies der Knabe dich beiseiten.
 Ihm gilt das stolze Wort: bald wird es sein!

Des Jünglings Blick blickt an der Zukunft Tagen.
 Was eben ist — der Mann, er spürt es kaum;
 Jedoch wird es sein — Ein vetteres Dörfchen. Wogen...
 Da plötzlich schreut er wie aus wüstem Traum.

Verlangen ist die zauberische Weise;
 Er fühlt es, langsam geht die Fahrt an Tag,
 Und leise flüstert im Ohr ihm leise, leise
 Das schlichte Kinderwort: Es war einmal...
 Der letzte Ausweg.

Von Hans Buenther.
 Bei so schlechtem Wetter gehen Sie aus, Herr Preuß? Sie ruinierten ja Ihre Gesundheit. Kommen Sie lieber zu uns herein, es fehlt uns gerade der vierte Mann beim Kartenspielen.“

Der alte Lehrer schüttelte verneinend den Kopf, und ohne zu antworten oder sich umzusehen, verließ er die räumigen, zahllosen, alten Damen, die soviel Wert auf seine Gesellschaft legten. Vor ihm lag der schneebedeckte Garten des Stifts mit den dunklen Buchsbaumhecken um die Beete, und der graue Himmel verkündete noch mehr Schnee.

In dem langen Korridor hinter ihm, der stets gleichmäßig erdärmt war, krümmten nun all die alten Männer und Frauen aus dem Speisesaal. Die meisten von ihnen hatten nach vielen Seufzern und Ämpefen es endlich erreicht, für ihre alten Tage hier eine Zustuchtsstätte zu finden, und besonders in einem so rauhen, kalten Winter empfanden sie das Behagen ihres Heims. Wo wären sie jetzt und wie hätten sie mit den wenigen Geldmitteln, die das Geschäft und die mühevollte Arbeit eines ganzen Lebens ihnen übrig gelassen hatten, existieren sollen, wenn sie nicht hier in diesem wohlthätigen Stift gegen eine ganz unbedeutende Bezahlung ein Unterkommen gefunden hätten!

Es bestand aus zehn Schlafzimmern mit je sechs Betten und 25 Einzel- und Doppelschloßern. Diese letzteren waren besonders begehrt, und wie viele Bewerber in und außer dem Stift rechneten darauf, daß die Besorgung, die ein solches Zimmer bewohnten, bald herben würden.
 Der alte Herr Preuß, der einst Privatlehrer gewesen war, gehörte zu diesen Bevorzugten; er hatte ein Zimmer für sich allein.

„Großer Gott, ist es nicht unglücklich, daß er selbst bei solchem Wetter nicht zu Hause bleiben kann?“ murmelte eine zierliche alte Dame, die noch recht schmad ausah mit ihrer Spitzenghaube auf den weißen Veden. „Nicht einmal der Schnee hält ihn zurück. Die Frau, die er so regelmäßig jeden Tag besucht, kann ihm das gar nicht genug danken.“

„Haben Sie bemerkt, daß er ein Paket mitbrachte?“ fragte eine andere. „Wohler er nur das Geld zu Geschenken nehmen mag?“ eine dritte.
 Und lustig ging das Gelasch in dem langen Korridor. So verblüfft und häßlich all diese alten Frauen waren, der weibliche Weltteil war in ihrem Herzen doch noch nicht erloschen. Sie konnten sich nicht daren finden, daß ihr alter Kamerad nicht den größten Wert auf ihre Gesellschaft legte. Und unversehentlich verließ er sie? Die lächerlichsten Abenteuer gaulste ihre Phantasie ihnen vor.

Doch während sie schwärmten, wanderte Herr Preuß durch den Garten, in dem seine Galoshen in dem schmelzenden Schnee tiefe Spuren zurückließen. Sein altes, runzliges Gesicht wurde ganz blaurot von der eiskalten Luft, die ihn zum Husten reizte.
 „Das betragen Sie nicht; es ist unvernünftig von ihnen, bei diesem Wetter auszugehen“, sagte der Inspektor, der soeben aus seiner Wohnung trat.

Der alte Herr blieb einen Augenblick stehen und fragte mit ängstlicher Stimme: „Ist keine Hoffnung, ehe der Monat um ist, Herr Inspektor?“
 Dieser schüttelte wehmütig den Kopf: „Es ist kein einziger Platz frei, nicht einmal im Schlafsaal, und außerdem stehen viele andere auf der Liste, die vor Ihrer Schwägerin angemeldet sind und bessere Empfehlungen haben als sie.“
 „Was soll nur aus der armen alten Frau werden?“ fragte Herr Preuß verzweifelt. „In den nächsten Tagen wird sie auf die StraÙe gesetzt.“
 „Dan ging er den gewohnten täglichen Weg, um der Schwägerin seiner verstorbenen Frau die Hälfte seiner Nachlaßzeit zu bringen. Zwanzig Jahre lang hatte er in glücklichster Ehe mit seiner Frau gelebt, die er noch heute beweinete. Seine Schwägerin hatte plötzlich ihren einzigen Sohn verloren, der sie bisher versorgt hatte, und die unglückliche Witwe und Mutter

war nun fast ohne alle Existenzmittel. Sie war zweieinhalbzig Jahre alt und beinahe blind.
 Als Herr Preuß in das Stift zurückkam, ging er zum Inspektor und fragte: „Würde es der Ordnung des Stifts widersprechen, wenn ich mein Zimmer und meinen Platz hier meiner Schwägerin abtreten würde? Ich bin ein Mann und mir fehlt nichts, sie ist eine Frau, sie ist krank, ja fast eine Sterbende. Morgen soll sie vor die Tür gesetzt werden. Kann ich ihr nicht meinen Platz abtreten?“

„Rein, das ist unmöglich.“
 „Oder kann ich ihr die Hälfte meines Zimmers überlassen?“
 „Rein.“
 „Nun, es gibt aber doch Ehepaare hier, die zusammen wohnen.“
 „Ja, mit Verheirateten ist es etwas anderes.“

„Herr Inspektor“, fuhr der alte Mann fort, von Erregung tief erregt, „würde es der Ordnung hier widersprechen, wenn ich mich verheiratete?“
 Der Inspektor stand stumm vor Erschrecken. Aber er war ein braver Mann, und es rührte ihn zu Tränen, als ihm klar wurde, wie die Sache zusammenhing. Er begriff, daß der Alte sich opfern wollte.
 „Die Ordnung hier verbietet Ihnen nicht, zu heiraten“, erwiderte er, „aber da die Person, die Sie heiraten wollen, nicht zu den Insassen des Stifts gehört, wären Sie nicht nur gezwungen, Ihr Zimmer mit ihr zu teilen, sondern auch Ihre Nachbarn.“

„Ach, Gott sei Dank!“ rief der alte Mann da aus. „So gibt es also einen Ausweg. Wenn ich einmal mit meiner Frau in einer andern Welt wieder zusammengetreffe, wird sie mir nicht vorwerfen können, daß ich ihre Schwägerin, die sie so sehr geliebt hat, habe Not leiden lassen.“

Es gab natürlich im Stift des Getreides kein Ende, als bekannt wurde, daß ein Insasse von über achtzig Jahren ernstlich daran dachte, wieder zu heiraten. Doch alle üble Nachrede erlosch, als der Pastor in der kleinen Kapelle seinen Segen über das alte Ehepaar sprach. Der Bräutigam, der dem Grade näher zu stehen schien, als dem Hochzeitsgäste, und der seine arme weißhaarige Braut so bebusam füllte, da ihre gichtigen alten Beine sie kaum noch trugen — er meinte während der ganzen Zeremonie unabläßig vor Dankbarkeit und Verlegenheit.

Draußen lag der Schnee weiß und dicht. Schnee auf der Erde, Schnee auf den Marmortreppen und auf dem kleinen Leichenhaus am Ende des Parkes, zwischen den Trauerweiden — wo die Neuerwählten bald vor ihrem letzten Schlaf schlafen würden.
 Die alte Frau der Orgel erklangen mit ihrer ganzen Macht; der Weibrauch erfüllte die Kirche mit seinem würdigen Duft. Die beiden Alten gingen Arm in Arm wieder hinaus, und die mittelbärtigen Wächter, die nun über sie herabgesehen wurden, waren viel ruhiger als sonst.

„Zuhören.“
 Wenige Menschen verstehen gut zu zuhören. Noch weniger bringen es fertig, auf den Gehörten das Besondere auch wirklich einzugehen, ihm zu folgen, kurz, sich völlig in seine Lage und Stimmung zu versetzen.
 Meistens erwartet der Zuhörer ein Gebührendes aus dem Munde, so sofort mit eigenen Erfahrungen auf gleichem oder ähnlichem Gebiet einzugehen, die ihm sehr viel wichtiger erscheinen als das, was ihm soeben vorgetragen wurde.
 Oder er läßt die Augen umherschweifen, mustert dies und jenes, gähnt, schaut verstockt nach der Uhr, bewegt so deutlich seine Zerknirschtheit, daß dem Sprechenden als ob die Luft vergeht, so daß nur widerwillig gewährt Zuhören weiter in Anspruch zu nehmen.

Es ist das Nicht-zuhören-können, rein äußerlich genommen, aber ein Zeichen schlechter Erziehung. Ebenso wie Kinder in der Schule lernen müssen, stillzuhören und aufmerksam zu lauschen, gerade so gut kann man ihnen diese Kunst auch für das spätere Leben derart einprägen, daß sie gleich anderen Höflichkeitformen ihnen in Fleiß und Blut übergeht; wenigstens soweit das äußere Benehmen in Frage kommt. Freilich, die innere, verständnisvolle Anteilnahme muß sich dann später mit fortwährender Reife des Charakters, die Menschenfreundlichkeit bringen — sollte, einfinden.
 Immerhin muß doch wohl das verständnisvolle Zuhören, eben weil es der Selbstsucht Opfer auferlegt, eine sehr schwierige Kunst sein. Es müßten sich fast noch mehr Menschen finden, die das Zurückstellen des eigenen Ichs wirksam auszuführen vermögen.

— Ausgeplaudert. Karlchen (im Aquarium zu dem Verzeher seiner großen Schwester): „Nicht wahr, Onkel: so ein strammer Goldfisch — der könnte Dir passen!“



Homelun für den kleinen Jungen. Es gibt nichts aufrechterstehendes als starken Homelun für einen Spielplatz für den kleinen Jungen. Wenn die vollen genügend weit und voll gemacht werden und die ruffische Mufe einen guten Schnitt hat, ist der Anzug nicht nur sehr schön, sondern auch überaus praktisch. Der kleine Junge sollte leberne Wamsästen über seinen Knöpfchen und dünnere Strümpfe tragen, wenn er im Schnee spielt. Keine lotharische leberne Schuhe können leicht rein gehalten werden, da man sie mit Seife und Wasser abwaschen kann und das Leder infolge Schnee und Nässe keine Fleden annimmt.

Die Erziehung des „Altesten“.

Es gibt ein altes, scheinbar sinnloses Wort: Die Hälfte ist mehr als das Ganze. Ueber seine Bedeutung streiten sich die Gelehrten, auf gewissen Gebieten aber zeigt sich seine innewohnende Weisheit jenen nachdenkenden Menschen von selbst. So auf dem Gebiet der Erziehung. Über wer wollte bestreiten, daß die Erziehung des ältesten Kindes schwerer ist als die der ganzen — Horbe? Die Eltern stehen vor den Erstgeborenen wie Columbus vor Amerika; möglicherweise kennen sie ja familiär, Erziehungstheorien in un- auswendig; sie haben noch hiesige Erinnerung an die eigene Jugend und Beobachtungen an fremden Kindern. Aber die Praxis spottet scheinbar aller Theorien, und die Eltern wissen oft weder aus noch ein. Beim zweiten Kind hat man — obwohl ja jedes Kind anders ist — bereits persönliche Erfahrungen gesammelt; da kommt man schon leichter zu Entschlüssen. Beim dritten und so fort geht's noch einfacher. Aber gerade das älteste Kind soll das Meisterstück der elterlichen Pädagogik darstellen. Denn es hat ja innerhalb des Familienkreises eine ungeheure Wichtigkeit; es dient den Geschwistern als Beispiel. Man kann das gar nicht stark genug betonen; denn ihre nachgeborenen Kinder richten ihr Verhalten viel weniger als man glaubt nach dem Beispiel von Vater und Mutter, als nach dem Verhalten anderer Kinder, d. h. in den Schuljahren nach dem ihrer Schulkameraden, vorher aber nach dem der ältesten Schwester oder des ältesten Bruders. Ganz verfehlt ist es darum, das „Alteste“ zu vernachlässigen, was es freilich häufig durch die bekannte Zärtlichkeit der Erstgeborenen herausfordert. Man muß ihm alle Liebe und Sorgfalt andeuten lassen, aber auch unbedingtes Gehorsam, Freundschaft, Ordnung und, was sonst der guten Dinge gar mehr sind, halten. Was man beim „Kronprinzen“ nicht erreicht, erreicht man bei seinen Brüdern gewiß nicht. Was man aber bei ihm durchsetzt, überträgt sich ohne den geringsten äußeren Zwang als ganz selbstverständliche Disziplinbedingung auf das nachgeborene Geschlecht.

Erzugnishaft der Technik.

Eine vibronstfreie Isolierung der Maschinen.
 Seit langem sucht die Technik ein Mittel, um die mit dem Betriebe von Maschinen verbundenen Uebelstände, insbesondere das Auftreten von Erschütterungen und starken Geräuschen, aufzuheben oder wenigstens zu verringern. Bisher war es notwendig, Kraftmaschinen bei ihrer Aufstellung am Boden zu verankern; die Maschine wurde mit Unterfüßeln oder mit der Bodenfläche verbunden. Es ist nun leicht einzusehen, daß trotz der Anwendung von Fundamenten und dergleichen diese enge Verbindung über kurz oder lang die Erschütterungen u. d. Vibrationen der Maschinen auf den ganzen Gebäudekörper fortpflanzen und sogar verärtern muß. Diese Erschütterungen des Bodens und der Wände gingen oft so weit, daß sogar Nachbargebäude schwer darunter zu leiden hatten, und Prozesse gegen den Maschinenbesitzer waren die Folge. Nun ist es gelungen, diesen Uebelständen zu begegnen.
 Dies neue Verfahren, das eine sehr wirksame Isolierung gegen Erschütterungen und Geräusche bietet, soll, unterbreitet sich von dem bisherigen System hauptsächlich dadurch, daß die Maschine nicht mehr mit dem Fußboden fest verbunden wird, sondern auf eine besonders hergestellte Kautschukplatte gestellt wird. Das neue System beruht auf dem Vakuumprinzip, nach welchem ebene Körper, zwischen denen sich keine Luft befindet, durch den atmosphärischen Druck mit einer Kraft von einem Kilogramm auf das Quadratcentimeter aufeinander gepreßt werden. Durch das Gewicht der Maschine wird die Luft zwischen Boden und Kautschukplatte und zwischen Kautschukplatte und Maschinenfuß weggepreßt, wobei der elastische Kautschuk etwaige Unebenheiten ausgleicht. Die bisherigen Versuche sollen sehr befriedigende Ergebnisse gezeigt haben. Die Vorteile dieser neuen Vakuum- Fundamentierung liegen nicht nur in einer erhöhten Schallisolierung, in einer Verminderung der Erschütterungen und in einer Verbilligung der Aufstellungskosten, sie bringen angeblich auch in rechtlicher Beziehung einen wesentlichen Vorteil. Denn durch die bisherige Rechtsprechung wurden die durch Anker und Schrauben fest mit dem Grundstück verbundenen Maschinen dem Eigentumsrecht des Hypothekengläubigers zugerechnet, während bei dem neuen Verfahren der Eigentumsvorbehalt des Maschinenverkäufers nicht mehr verloren werden kann, da die natürliche Verbindung zwischen den eingestellten Maschinen und den stehenden Betrieben jederzeit trennbar ist.

— Enfant terrible. Schwiegermutter (morgens am Kaffeisch): „Entschuldig, Dein Mann hat gestern Abend einen Affen mit heimgebracht.“ Der kleine Karl hört offenen Mundes zu; gleich darauf tritt der Vater ein, und sein Söhnchen stürzt ihm jubelnd entgegen mit den Worten: „Papa, zeig mir den Affen, den Du gestern mitgebracht hast!“
 Der preußische Staat hat noch heute das Recht, bei Getreidemangel die Besitzer von Getreide zum Verkauf zu zwingen.